

Der alte Mathis und der jüngste Tag

Autor(en): **Schmid, Siegfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 29

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

führten; in Kriegszeiten leisteten sie gute Dienste. Auch die Nonnen scheinen sich dieser unterirdischen Wege bedient zu haben, wie die Gänge befunden, die vom Klosterlein der Grauen Schwestern an der Zeughausgasse und dem Frauenkloster beim Käfigturm bis zum Predigerkloster führten. Einer dieser Gänge lief unter den Stallungen durch, die vor 70, 80 Jahren auf der linken Seite der Zeughausgasse standen und zu den Herrschaftshäusern an der Marktgasse gehörten.

Vom „Totenacker“, der sich von der Predigerkirche bis zum Waisenhausplatz ausdehnte, finden sich noch heute bei Grabarbeiten Ueberreste. Als 1820 an der Westseite Fundamente zum Hochaltar gegraben wurden, fand man den Schädel eines jungen Mädchens mit geflochtenen Haaren. „Vor den Predigern“, hieß die heutige Zeughausgasse; im 17. Jahrhundert wurde sie „beim Totentanz“ genannt, in Anlehnung an den Manuelschen Totentanz, der auf der Mauer gemalt war, die das Kloster auf der Seite des Volkshauses abschloß. Die Predigerkirche reichte einstmals bis über die jetzige Predigergasse hinaus; sie wurde 1753 um einen Arkadenbogen gegen die Predigergasse zu kürzer gemacht und gleichzeitig durch Einsetzen größerer Fenster modernisiert. Das Predigergäßchen dagegen stammt noch aus der Klosterzeit; es hieß noch im 15. Jahrhundert so. Heute kennen wir es als Schützengäßchen und Volkshaugäßchen. Das Predigergäßchen bildete einstmals die Verbindung mit dem Inselkloster, also mit der heutigen Amtausgasse. Durch dieses Gäßchen schritten vor Jahrhunderten die Nonnen der Insel, sowie die Nonnen, die hier ihre Zuflucht gefunden hatten, nachdem ihr Klosterlein Mariental, an dessen Stelle das ehemalige Saxerhaus am Aareufer steht, lebten. Das Predigerkloster mit seiner Kirche, deren Dachreiter weit in die Landschaft hinaus ragte, war einstmals Mittelpunkt, Kulturstätte, Sammelpunkt. Hedwig Correvon.

Der alte Mathis und der jüngste Tag.

In einer kleinen Ortschaft, nicht fern vom Gebirge — ich will den Namen des Ortes nicht nennen, weil doch vielleicht einer dahinter käme, um wen es sich handelt — lag ein alter Mann im Sterben, der dem Pfarrer schon eine Zeitlang durch merkwürdige religiöse Fragen aufgefallen war. Er richtete sie bei jeder passenden Gelegenheit an den Pfarrer und sie bezogen sich ausnahmslos auf den jüngsten Tag. —

Der Mann kam manchmal eigens ins Pfarrhaus, um sich von dem Geistlichen darüber belehren zu lassen, wieviel Zeit die Toten beim jüngsten Gericht wohl haben würden, bis sie geordnet vor dem Weltenrichter antreten würden, ob diese Zeit sehr knapp sein würde?

Der Pfarrer, der noch nicht so lange in der Gemeinde war, um alle seine Schäflein genau zu kennen, wußte nicht, was er antworten sollte; glaubte erst, einen Mann vor sich zu haben oder gar einen Spötter, den es kitzelte, seinen Unglauben in so törichten Fragen an den Geistlichen zu bringen. Aber doch schien der Mann, wenn man länger mit ihm sprach, weder närrisch noch spöttisch zu sein.

„Vielleicht ein heimlicher Sektierer, derer haben wir ja hierzulande genug“, dachte der freundliche Gottesmann und bemühte sich, dem Alten das lächerlich Irdische seiner Vorstellungen von den großen Vorgängen nach dem Tod und nach der Zeitlichkeit auszureden. Es war nicht zu erkennen, ob mit Erfolg oder vergeblich.

Ein andermal hielt der Alte den Pfarrer an, als er im Amtsgewand nach einer Trauung aus der Kirche trat und sich raschenstens umziehen und dann zum Hochzeitsmahle

begeben wollte: Welchen Weg wohl die Toten beim jüngsten Gericht nehmen würden, ob gleich auf zum Himmel oder erst, wie jetzt eben die Hochzeitsgesellschaft, durch die Kirchhofstür. Der Geistliche, der heute zu einer weitläufigen Ermahnung und Belehrung so grundsätzlicher Art, wie sie hier nötig gewesen wäre, keine Zeit fand, entschied sich, um den Alten los zu werden, endlich dahin: durch die Kirchhofstür!

Einmal in der Sakristei, wollte der Alte wissen, in dem Leib welcher Jahre man auferstehen würde, ob jung oder alt oder miteralterlich?

Diese Frage schien dem Geist des Theologen etwas vernünftiger als die andern. Er unterhielt sich diesmal länger mit dem Wibbegierigen, der gespannt und aufmerksam zuhörte, dem es offenbar einleuchtet, als der Pfarrer ihm klar machte, daß jeder Mensch, wie seelisch so auch körperlich, in seiner vollen Wesenheit erstehn werde. Weder könne es einen göttlichen Sinn haben, wenn er jung und unreif, noch wenn er geistig und am Leibe altersschwach seine Ewigkeit beginnen müßte.

Der Seelsorger zitterte, daß sein Quälgeist jetzt nach der Art des Wiedertretens der noch nicht zu seiner vollen Wesenheit gediehenen Junggestorbenen fragen könnte, ob diese reifer oder entwickelter auferstehen würden als sie dahingegangen, was denn doch nicht so leicht zu beantworten gewesen wäre. Aber der Alte war offenbar mit der ersten Antwort sehr zufrieden, nickte, lächelte vor sich hin und dankte umständlich für die Auskunft; ehe er sich entfernte, kam er noch einmal zurück, um sich bestätigen zu lassen, daß man bis dahin die menschlichen Schwächen, wie beispielsweise Angst und Furchtsamkeit, abgelegt haben und am jüngsten Tag als ein mutiger Christ dastehen werde.

Da nach diesem Gespräch gerade einer der Gemeinderäte beim Pfarrer eintrat, erkundigte der sich nun einmal nach dem seltsamen Fragesteller. Der Gemeinderat lachte, der alte Mathis sei ein Kauz, aus dem niemand recht klug werde, ein Wagner. Er sei ein friedfertiger Gesell, der kaum jemandem etwas zuleide tue, aber einmal in seinem Leben doch einen wüsten Streit gehabt, bei dem er weidlich den kürzern gezogen habe. Sein Gegner sei ein gewisser Kilian gewesen — der wegen seiner Stiftungen für die Kirche sogar innen in der Kirche beigelegt worden — ein reicher Bauer, der nichts gewußt, aber jede seiner unsinnigen Behauptungen so fest gehalten, wie ein Metzgerhund einen Knochen gegenüber einem Zierhündlein, und also auch die, daß der Mond sich nicht um die Erde, sondern direkt (und nun gerade) um die Sonne drehe! Das sei dem Wagner, der für die Schule öfters einen Planetenkreisstand zu leimen und mit einem Mond oder einer neuen Venus zu versehen gehabt, zu viel gewesen! Mathis habe sich zu einem energischen Widerspruch gedrängt gefühlt, drohend auf den Tisch geschlagen und sich dann für den richtigen Mondlauf leider verprügeln lassen müssen.

Er sagte nachher nichts mehr laut, sondern ging hinfend, sich rot schämend und vor sich hinbrummend weg. Er ist seitdem noch wunderlicher als zuvor. Man hat ihn, wohl aus Schutz gegen ähnliche Ueberfälle, mit einem Wandersteden sich an einem Pfahl im Schlägen üben sehen. Als der Bauer, der den Wagner immer auslachte, wo sie einander trafen, am Schlagfluß gestorben, ist der Mathis auffallend oft an Kilians schöner Gruft gestanden, die gleich neben der Kirchthüre unter der Orgelbühne liegt.“

„Ich kenne sie wohl“, warf der Geistliche ein.

„Außerdem hat der Wagner Mathis noch eine Frau, ein stilles Weib, das fast nie aus dem Hause kommt und, recht im Gegensatz zu ihren Geschlechtsgenossinnen, kaum je redet.“

Das war die Auskunft. Mit ihr schienen übrigens die sonderbaren Fragen des alten Mathis abgelschnitten zu sein. Ja sogar, als der Pfarrer sich einmal nachsinnend in den

Gräberreihen erging und zu seinem Erstaunen den Mathis zwischen dem Kirchenausgang und einem Fleck in der Wand neben dem Friedhofstor, den er für sich als Grabstätte gekauft, mit einem Kompaß hantieren sah, grüßte der Alte nur, kam aber nicht wie sonst mit einer Frage. Er war nun wohl über den jüngsten Tag genügend unterrichtet.

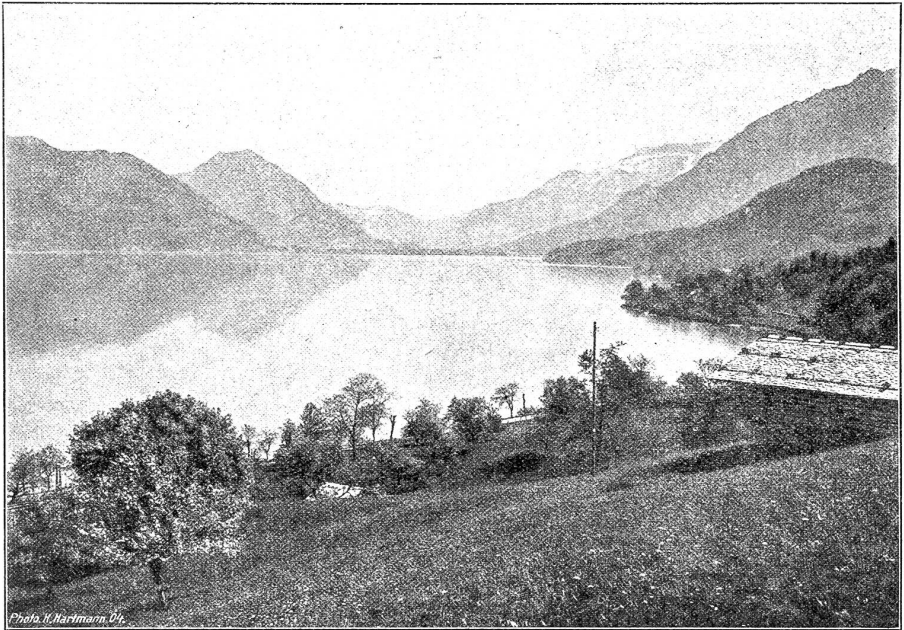
Erst auf dem Sterbebett, an das der Pfarrer nicht viel später gerufen wurde und neben dem er lange tröstend saß, wollte der Wagner doch noch einmal etwas wissen: ob Gott einem Menschen wohl helfen werde, Gelübde, die man im Leben getan, dann, wenn der jüngste Tag anbreche, zu erfüllen. Während der Seelsorger den Kranken beruhigte, daß dann alles gut und recht sein werde, wurde der, nach einer stillen Versunkenheit aufwachend, wieder lebhaft und bat, ihn so zu begraben, daß er mit den Füßen nach Osten zu läge, also so, daß er, wenn er sich am jüngsten Tag erhebe, gleich den Blick auf die Kirchentür hätte. Als ihm das zugesichert war, ging ein verschmitztes Lächeln über sein Gesicht. Er ballte seine gelbe, eingeschrumpfte, runzelige rechte Hand zu einem kleinen Fäustchen und ging schmerzlos, fast heiter, hinüber.

Als der Pfarrer, den der Tod eines seiner Gemeindefinder immer wieder tief bewegte, zumal es ein selbiges Sterben war, so auf die arme irdische Hülle niedersah, ward ihm wieder bewußt, daß ihm zu all den Wunderlichkeiten des Alten doch der Schlüssel fehle. Aber er mochte jetzt die hemmungslos schluchzende Witwe nicht fragen und ging.

Nach der Leichenfeier erfuhr er des Rätsels Lösung von selbst. Er hatte am Grabe den Toten als einen Sinner über das Göttliche, das jenseitige Ewige gerühmt und ihn als Muster der vielen lauen Christen, die nie an den Tod und über den Tod hinaus denken, gegenübergestellt. Wenn auch wunderbar, habe der Tote doch immer an dieselben religiösen Probleme, die einst die größten Meister der kirchlichen Kunst zu ihren unvergänglichen Schöpfungen begeisterten, vor allem an den jüngsten Tag und an das Weltgericht, gedacht. So gehe er wohl vorbereitet ein in das Reich der jenseitigen Geheimnisse.

Die Witwe weinte, als der Sarg in die Erde versunken war, heiße Tränen und begehrte dann, den Pfarrer in der Sakristei noch allein zu sprechen. Sie fand erst den Anfang nicht und hielt immer wieder das Tuch vor den Mund. Aber auf einmal begann sie mit einem von Schluchzen unterbrochenen Wortschwall, wie ihn nie jemand an ihr gehört hatte, sich gleichzeitig anzuklagen und zu verteidigen: Es sei doch nicht recht! Und sie hätte es gewiß nie tun dürfen! Versprechen und nicht halten sei freilich eine schwere Sünde und besonders einem Toten gegenüber! Aber trotz heiliger Versprechen hätte sie doch nicht dazu beitragen dürfen, daß am jüngsten Tag Streit und grober Unfug geschehe, und ob der Pfarrer nicht auch noch Mittel habe, um dem zu steuern? Jetzt sei ihr am Schrecklichsten, woran sie erst am allerwenigsten gedacht, daß nun der Bauer doch vielleicht wieder der Stärkere sein werde. Und daran sei sie schuld!

Der Geistliche, der annehmen mußte, daß die Wunderlichkeit des Mannes nun auf die Frau übergegangen sei, drang in die Witwe, erst einmal zu sagen, was sie denn versprochen und nicht gehalten: „Ihm einen Stock mit in



Leissigen am Thunersee.

den Sarg zu geben. Er hat geschworen, daß er am jüngsten Tag dem Bauer Kilian alle Knochen zerbrechen will wegen des Mondlaufes. Gerade deshalb und um nicht zu spät zu kommen, hat er sich mit dem Gesicht nach der Kirchentür legen lassen, daß ihm der Bauer nicht entwischt. Im Diesseits hat er sich's nicht getraut, wenn auch immer gewollt.“

Dem Pfarrer klang noch immer wie ein Summen im Ohr nach, was er eben verkündet hatte: das wohlvorbereitete Eingehen des frommen Mathis in die jenseitigen Geheimnisse. Wie gut, daß die Frau so klug gewesen war, ihrem Mann dazu nicht noch besonders einen Stock in die Hand zu geben.

Siegfried Schmid.

Leissigen am Thunersee.

Nach Leissigen gehe ich immer gerne. Wunderschön bettet es sich an den Fuß des steilen Leissigenrates, gestattet schöne Blicke auf den blauen See, den gegenüberliegenden Beatenberg, hinüber nach der Weißenau. Am schönsten aber ist's sicher am See drunten. Leise singen die Wellen ihr uraltes Lied, dem zuzuhören immer entzückt. Ob wohl dieses unvergängliche leise Singen der Wogen der Ortschaft den Namen gegeben hat? Ist's nicht, als erzählten sie von fernen, längst ins Grab der Ewigkeit gesunkenen Zeiten? Hörten sie doch den Ruderschlag der alten Kelten, der Römer und der Burgunder, lauteten den Worten des heiligen Beatus.

Geschichte und Sage reichen sich brüderlich die Hand. Wie ist's doch mit der weißen Frau von Leissigen? Alte Leute sollen sie noch gesehen haben. Droben auf dem Stoffenberg stand einst, so meldet die Sage, eine feste Stadt mit Türmen und Wällen und einem stolzen Herrenschloß. Aber gar böse und gottlose Menschen wohnten hier, die der Herr zu strafen beschloß. Ein fürchterliches Erdbeben hub an. Die Mauern barsten, die Wasser des Sees brausten und stürmten und die ganze Herrlichkeit war verschwunden. Nichts, rein nichts blieb übrig, und keine Spur bezeichnet heute die Stelle, wo einst die Stadt gestanden haben soll. Aber von Zeit zu Zeit erscheint eine weiße Frau, die ehemalige Schloß-